

VICTOR HUGO

LES MISÉRABLES

Aus dem Französischen
vollständig neu übersetzt und kommentiert von
Alexander Pschera

Mit einem Vorwort von
Éric Vuillard

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Matthes & Seitz Berlin

DAS EVANGELIUM DES VOLKES

Vorwort von Éric Vuillard

Hier haben wir die Urszene. Victor Hugo ist noch blutjung, gerade einmal fünfundzwanzig, und David d'Angers, ein glühender Republikaner, schleppt ihn mit nach Bicêtre zu einem sonderbaren Schauspiel. Auf dem großen Gefängnishof zwingt man etwa hundert Männer, Galeerensträflinge, mit Stockschlägen zum Sitzen. Die Schaulustigen stehen im Schatten, an den Gebäuden, als wollten sie sich ein Theaterstück ansehen; eine beliebte Attraktion, aus ganz Paris kommt man her, um dem Ereignis beizuwohnen. Plötzlich beginnt die Vorstellung, die Aufseher machen sich bösartig an die Arbeit. Man packt die Männer, einen nach dem anderen, und legt ihnen Halseisen an. Der Schmied schlägt auf seinen Amboss, vernietet das Eisen im kalten Zustand mit einem kräftigen Hammerschlag. Doch das Gewalttätige der Zeremonie genügt noch nicht. Ein Jahr später kommt Hugo erneut. Wieder spielt sich die gleiche Szene ab. Auf den ersten Pfiff rennen etwa dreißig Sträflinge herbei, man zieht ihnen die Kleider aus, befiehlt ihnen, die Arme zu heben, die Beine zu spreizen, den Kopf zu senken, man untersucht, prüft alles, auf Ungeziefer, Grind, Verletzungen, Gebrechen, dann wirft man ihrer Nacktheit grob ein schäbiges Tuch über. Schließlich ein zweiter Pfiff, und alle Sträflinge stellen sich sofort hinter die ihnen vom Gesetz zugewiesene Vorrichtung zum Anschmieden. Der Schmied versetzt ihnen einen gewaltigen Schlag, nur wenige Zentimeter neben jedem Kopf, und plötzlich sind alle Männer zusammengeschmiedet. Solcher Art aneinandergekettet, werden sie bis zur Küste trotten, zum Straflager. Doch auf einmal, während Victor Hugo das Beobachtete festhält und beschreibt, während er gewissenhaft seiner Arbeit als Schriftsteller nachgeht, während er festhält, was geschieht, die furchtbaren Szenen skizziert, die sich vor ihren Augen abspielen, ereignet sich etwas, das uns die ganze poetische Kunst der gleichwohl gerade erst veröffentlichten *Oden und Balladen* nicht im Entferntesten vermitteln könnte.

Es ereignet sich eine Erschütterung. Die Religion hat eine Sprache gefunden, um derlei Ereignisse wiederzugeben. Dieser Kollaps, der abrupte Zusammenbruch eines ganzen Wertesystems, ist das Inbild der Offenbarung, eines Zutagetretens

der Wahrheit: die Verleugnung des Petrus, der Weg nach Damaskus, die Krise des Augustinus in Mailand und die quälende Feuernacht von Blaise Pascal mit seinem kleinen *Mémorial*. Jetzt aber will dieses religiöse Inbild überwunden werden. Nicht Gott ist es, der sich am 22. Oktober 1828 im Hof von Bicêtre an Victor Hugo wendet, sondern die hochroten Gesichter, die schwieligen Hände, die aufgeplatzten Lippen, es ist das äußerste Elend, das dem jungen Dichter ins Gesicht schreit. Und das ist eine ganze Menge für einen jungen Mann, der vom Schicksal so begünstigt, so geliebt und bereits so gefeiert wird; ein Abgrund klafft zwischen einem Sträfling und ihm; es gibt keine Entsprechung zwischen Blut und Tinte, zwischen Schweiß und Tränen. Was der junge Victor Hugo empfindet, wird sich weder durch seine finsteren Träumereien noch durch die Pracht der Poesie auffangen lassen. Etwas leistet Widerstand, die Tatsachen leisten Widerstand, man ist weit jenseits dessen, was die Neugierde entdecken könnte, was der Verstand zu begreifen erlaubt, kein Urteil, kein Wert kann das Gesehene rechtfertigen, selbst die schlimmsten Verbrechen rechtfertigen keine solche Erniedrigung, die Glocke der Kapelle schrillt hässlich, die Milde ist tot, die Barmherzigkeit eine leere Worthülse, und die kleine Predigt des Pfarrers, seine Worte von Reue, seine fromme Litanei rühren niemanden mehr. Man verlädt die Sträflinge auf Karren, der Konvoi setzt sich in Bewegung, und Victor Hugo, benommen, ebenfalls mitgerissen, allerdings von etwas anderem als den Aufsehern, ist soeben der Menschheit begegnet.

Noch weiß er es nicht. Der Schock wird abgefedert, erstickt von seiner Begeisterung für das Theater, das ihn damals entzückt, abgemildert durch seine privilegierte, glückliche Kindheit, nachhaltig gedämpft durch die wohlige Bequemlichkeit, in der er lebt, den schattigen Park seines prächtigen Anwesens, durch all das, was ihn körperlich vom Rest der Menschheit, von den Sträflingen trennt. Er hat den Pranger gesehen, den Nagel, die Ketten, das Ungeheuerliche der Folter, er hat die Gendarmen schreien gehört, doch das reicht nicht. Er wohnt zwei Hinrichtungen bei, er besucht die Conciergerie, doch der Geruch des Gefängnisses, das Stöhnen, das gequälte Lachen der Verurteilten, das Schauspiel der Guillotine, all das fließt zunächst in ein kleines Buch der Empörung ein, *Der letzte Tag eines Verurteilten*. Die Todesstrafe sollte eine Zeit lang seinen Blick auf das Elend trüben.

Der letzte Tag eines Verurteilten ist nichts anderes als die deutlichere Kontur einer Reihe von Ringwellen, die sich seit dem Anschmieden der Sträflinge in Victor Hugos Gedanken ausbreiten. Die schmerzhafte Ausdehnung der Kreise ist noch nicht beendet. Der junge Mann empört sich über das, was er gesehen hat, ist schockiert

über das, was er zu verstehen meint, entsetzt über die Willkür und Gewalt jedweder Verurteilung. Doch was er empfunden hat, vermag ihn noch nicht zu bekehren, das moralische Panorama, das sich vor ihm entfaltet, umfasst noch immer nicht die gesamte Gesellschaft. Noch hat er um seinen zarten Hals das *andere Joch* nicht gespürt, dessen Ketten dem Anschein nach feiner, aber doch so hart sind, und die in jedem von uns die Gesamtheit des gesellschaftlichen Lebens miteinander verbinden und, später, in *Les Misérables,* den Diebstahl des Silberbestecks mit der Barrikade, ein Paar Kerzenleuchter mit der Schlacht von Waterloo, die Schönheiten der Seele mit den Tiefen der Kloaken. Diese allmähliche Ausdehnung, vom auslösenden Ereignis bis zum vollendeten Werk, diese Erweiterung der Seele, die endlich aus sich selbst heraustritt, nannte Hegel *das Bewusstsein.* Verfolgt man also das Schreiben und Leben von Victor Hugo, angefangen bei der Urszene in Bicêtre bis zur Veröffentlichung von *Les Misérables*, ist man gewissermaßen Zeuge der Geschichte des 19. Jahrhunderts, einer Geschichte des menschlichen Bewusstseins.

Die Zeit vergeht. Dreißig Jahre. Im Jahr 1828 ist Victor Hugo bereits berühmt, ein ganz junger Mann, gerade hat *Cromwell* für eine Sensation gesorgt, er verkehrt mit bedeutenden Schriftstellern, besucht Malerateliers, er ist das Aushängeschild der Romantiker. All das ist beachtlich, wenn man es in uns gewaltig erscheinenden Dimensionen betrachtet, doch in Wirklichkeit bedeutet es nichts. Wäre Victor Hugo zu jenem Zeitpunkt gestorben, wäre von ihm nur noch etwas Staub übrig, ein paar Zeilen in den Schulbüchern, nicht viel vermutlich, sein Name auf einer Liste, und die politische und moralische Achtung, die wir ihm entgegenbrächten, wäre recht dürftig: ein liberaler Schriftsteller, der gegen die Todesstrafe ist, aber zugleich ein Pfründner, der eine Rente vom König bezieht, ein umtriebiger junger Mann, der sich den Konventionen des Theaters widersetzt, aber trotzdem auf die eigene Karriere bedacht ist, der die Krone schont und sich Ehrungen erhofft, selbst die kompromittierendsten. Doch bald schon veröffentlicht dieser junge Mann einen neuen Roman, *Notre-Dame von Paris*, ein kraftstrotzendes, zeitloses Werk, in dem man bereits, wenn auch in Form von Heimsuchungen, wie halluzinierten Gestalten, der im unübertrefflichen Register des Monströsen verzeichneten Ungleichheit begegnet, der sozusagen mit dem Instinkt verknüpften Liebe, der sozialen Ungerechtigkeit, allerdings beschränkt auf die Unwissenheit einer Menschenmenge, auf den Wahnsinn eines Mannes, auf die trivialsten Vorurteile.

Dieser in so jungen Jahren und dank der Unterstützung eines wohlhabenden Milieus so leicht erworbene Ruhm hätte ihn dort festhalten können, regungslos,

inmitten seiner Bewunderer und seiner Karriere. Die Porträts jener Zeit zeigen einen zufriedenen, eitlen Bürger. Mit über vierzig Jahren ist er inzwischen Mitglied der Akademie und fügt dem durch Talent und Rebellion erworbenen Ruhm die Früchte der Reife hinzu. Dann der Tod seiner Tochter, das Verstummen. Er schreibt nicht mehr. Doch die Ehrungen häufen sich, er wird zum Pair de France ernannt. Und doch gerät plötzlich etwas ins Beben und entfaltet sich, ganz langsam, zunächst als großherzigere Neigung, als noch unscharfe, aber lebhafte Erinnerung daran, was Menschlichkeit ist. Er ergreift Partei. Er verteidigt das zerstückelte Polen, spricht sich für die Exilanten aus, kämpft für eine drakonische Einschränkung der Kinderarbeit. Einmal mehr Grundsatzpositionen, ein ehrliches, redliches Patriziat, eine Wohltätigkeit von oben. Aber immerhin.

1848 jedoch, einmal zum Abgeordneten gewählt, beteiligt er sich trotz seiner großzügigen Stellungnahmen an der Unterdrückung der Arbeiterbewegung. Der Grundbesitzer, der sich Sorgen macht, der Großbürger. Ein wenig Zeit geht ins Land, und schon verurteilt er die Ordnung, die er gerade noch unterstützt hat, hinterfragt sein eigenes Verhalten. Etwas in ihm bricht zusammen, weicht zurück, strauchelt. Schließlich hält er vor der Nationalversammlung seine berühmte Rede über das Elend: »In Paris, in jenen Vorstädten von Paris, die der Wind des Aufruhrs einst so mühelos erhoben hat, gibt es Straßen, Häuser, Kloaken, wo Familien, ganze Familien, bunt durcheinander leben, Männer, Frauen, junge Mädchen; als Betten, als Decken, fast hätte ich gesagt als Kleider, nur widerwärtige Haufen gärender Lumpen, aus dem Schlamm an den Grenzsteinen zusammengeklaubt, der Mist der Städte, in den sich Menschen lebendig eingraben, um der Kälte des Winters zu entkommen.« Später, etwas später in seiner Rede, nach ein paar empörten Reaktionen aus den Sitzreihen, diese entscheidende Formulierung: »Ihr habt nichts getan, solange das Volk leidet! Ihr habt nichts getan, solange unter euch ein Teil des Volkes verzweifelt! Ihr habt nichts getan, solange es denjenigen, die im besten Alter sind und arbeiten, an Brot fehlen kann! Solange diejenigen, die alt sind und nicht mehr arbeiten können, kein Unterkommen finden!« Dieser einfache Satz – »Ihr habt nichts getan« – lässt seine Rede vom befahrbaren Weg der Nächstenliebe abdriften, auf dem sich sein Leben bisher abgespielt hat, bequem, manchmal konservativ, bisweilen wohltätig. Jetzt aber fordert er etwas anderes, man müsse »das Elend zerstören«! Nicht weniger. Und von der Rednertribüne ruft er: »Ihr habt Gesetze gegen die Anarchie erlassen, erlasst nun Gesetze gegen das Elend!«

Wir schreiben den 9. Juli 1849. Hugo wendet sich gegen seine früheren politischen Freunde, schlimmer noch, gegen sein Milieu, seine soziale Schicht, gegen das, was

ihm die eigene Mutter eingeimpft hat. Der Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 schließlich, der ein Jahr später zur Gründung des Zweiten Kaiserreichs führen sollte, veranlasst ihn zu einem entscheidenden Schritt, treibt ihn zur Revolte, er bricht mit der bestehenden Ordnung. Natürlich, man kann immer alles herunterspielen, kann darin ein einfaches bürgerliches Ausscheren sehen, einen Bühnenaufstand, einen unüberlegten Karriereschritt, die Revolte eines Liberalen. Doch hier ist ein Liberaler, der auf die Straße zieht, bewaffnet; der schon um acht Uhr morgens seine Kameraden trifft und den Widerstand in der Hauptstadt organisiert. Hier ist ein Liberaler, der in den Faubourg Saint-Antoine stürmt, das pulsierende Herz der Französischen Revolution, und die Arbeiter aufzuwiegeln versucht. Hier ist ein Liberaler, der sich versteckt und, als Proletarier verkleidet, nach Brüssel flieht. Hier ist ein Liberaler, der plötzlich *verbannt* wird. Er verfasst sein berühmtes Pamphlet *Napoleon der Kleine* und muss daraufhin Belgien verlassen. Am 1. August ist er in London. Ein paar Tage später lässt er sich auf Jersey nieder. Das Exil.

Spotten kann man immer, über den Komfort von Marine Terrace, das besinnliche Leben von Victor Hugo, seine Antiquitäten, über sein materielles Wohlergehen. Was er poetisch als »eine Hütte« bezeichnet, wäre für die meisten von uns ein Luxus, ein hübsches Haus am Meer. Doch man muss auch seine Hilfe für andere sehen, die ausgiebige Unterstützung, die unnachgiebigen, mutigen Standpunkte, das Umsetzen in die Tat. Zu dem von ihm geplanten Gedichtband äußert er sich wie folgt: »Das vorliegende Buch wird gewalttätig sein. Meine Dichtung ist ehrlich, aber nicht maßvoll. Außerdem wirkt man nicht mit kleinen Schlägen auf die Massen ein. Ab sofort möchte ich als Politiker die Idee einer anderen Strafe als des Gemetzels in den Herzen säen, inmitten meiner empörten Worte. Wir werden gemäßigt sein, wenn wir gesiegt haben. Gewalttätig sein, was macht das schon? Wahrhaftig sein, darauf kommt es an.«

Hier ist nicht bloß ein Schritt vollzogen worden, der ganze Mensch hat sich gewandelt. Doch er verliert sich wieder, wie wir alle, er zieht sich auf sich selbst zurück, sein persönlicher Schmerz überwältigt ihn, lässt ihn ins Wanken geraten: Er widmet sich dem Tischrücken. Das ist anrührend. Er bringt Shakespeare, Dante, Gott, alle Welt, zum Sprechen, aber damit kommt er nicht weiter. Es ist purer Wahnsinn, Rausch.

Er empört sich erneut, dieses Mal über ein Todesurteil auf Jersey, dann über einen Staatsbesuch von Louis-Napoléon Bonaparte in London. Und zur gleichen Zeit, als Hugo mit dem Tischrücken beschäftigt ist, als er mit Machiavelli und dem Tod spricht, schreibt er an Queen Victoria. Dann wird er aus Jersey ausgewiesen. Er bricht nach Guernsey auf, die letzte Station.

Dort veröffentlicht er *Die Betrachtungen*, seinen schönsten Gedichtband. Seine verstorbene Tochter Léopoldine bildet das Herzstück des Buchs. Manche Gedichte sind von vollkommener Schlichtheit, andere eher hitzige Betrachtungen. Noch ist nicht alles vollendet. Die Sache sickert ganz allmählich ein: die Sträflinge, die Urszene, die Visionen des Grauens. All das liegt zum Teil noch im Schatten.

Von den Tantiemen aus den *Betrachtungen* kauft Hugo Hauteville-House. Er wird dieses Haus in ein Kunstwerk verwandeln, üppig ausgestattet, mit verkohltem Holz, schwarzem Hintergrund, Schriftzügen auf Möbeln und Wänden; überall Worte. Er stürzt sich in *Die Legende der Jahrhunderte*, ein Buch, das die gesamte Menschheitslegende bündelt, aufgreift, überhöht. Weiter nichts. Von nun an sieht Victor Hugo ins Angesicht Gottes. Am Rand von Hauteville-House, im obersten Stockwerk, lässt er eine architektonische Verlängerung in den Himmel und ins Meer wachsen, das *look-out*, ein gläsernes Zimmer. Er schreibt mit Blick aufs offene Meer, im Stehen. Die Vorbedingungen für *Les Misérables* sind damit gegeben. Hugo ist nicht mehr in persönlichen Grenzen gefangen, er ist nicht mehr an die Vergangenheit gefesselt, nicht mehr ganz der Sohn seiner Eltern, nicht mehr in der eigenen Finsternis verloren, er ist wahnsinnig, aber von einem Wahnsinn befallen, der sich die Sorgen der Menge zu eigen macht, den Wahnsinn der Menschen.

Sein Glaube ermöglicht es ihm, weit zu blicken, die menschlichen Gesetze nicht zu fürchten, sich nicht von irgendwelchen Anstandsregeln einschränken zu lassen. Es gibt ihn, das Volk und Gott. Das ist alles.

Dementsprechend schlägt er die vom großmütigen Herrscher gewährte Amnestie aus. Er spricht Napoleon III das Recht ab, ihn freizulassen. Sein Exil ist selbstgewählt. »Wenn die Freiheit zurückkehrt, kehre auch ich zurück.«

So steht er plötzlich vor allem und vor nichts. Die Gedichte haben nicht genügt. *Der letzte Tag eines Verurteilten* hat nicht genügt. *Cromwell* hat nicht genügt. Die Karriere nicht. Auch Quasimodo nicht. Sogar das Exil hat nicht genügt. Hugo nimmt den Roman wieder auf, den er vor fünfzehn Jahren geschrieben und beiseitegelegt hat. Er erinnert sich, oder besser, er betritt erneut den großen Gefängnishof, wo man etwa hundert Männer, die Galeerensträflinge, mit Stockschlägen zum Sitzen zwingt. Bestimmt erinnern Sie sich: eine beliebte Attraktion, und David d'Angers, der Bildhauer, der den damals blutjungen Victor Hugo mitgenommen hat. Sie standen unter den Schaulustigen, als wollten sie sich ein Theaterstück ansehen. Doch plötzlich begreift Hugo, er stürzt vom Pferd, wird geblendet. Das ist die wahre Natur unseres Wissens, das, was uns wirklich verändert, das Wissen, das neue Perspektiven eröffnet, das wahre Wissen bricht sich Bahn. Wie eine

Explosion, blitzartig. Das, was die Religion *die Offenbarung* nannte. Nur dass es bei Victor Hugo zweiunddreißig Jahre brauchte, bis der Blitz einschlug. Zweiunddreißig Jahre lang dehnte sich der Blitz ganz allmählich aus, und es dauerte zweiunddreißig Jahre, bis er ihn traf. Doch was bleibt, nachdem er sich von seiner gesellschaftlichen Stellung befreit, nachdem er sein Milieu verlassen hat, seinen großbürgerlichen Interessen entrissen ist, nachdem er seine Laufbahn absolviert hat, verbannt worden, geächtet, sogar aus dem Exil vertrieben worden ist, nachdem er das große Menschheitsgedicht geschrieben hat? Die Wahrheit.

Also beginnt die Vorstellung aufs Neue, die Aufseher machen sich bösartig an den Sträflingen zu schaffen, man legt ihnen das gleiche Halseisen an, den gleichen Niet. Der Schmied lässt die Schläge niedergehen. Doch die offizielle Grausamkeit dieser Zeremonie, zu der sich plötzlich all das hinzugesellt, was der Mann gesehen, getan, verstanden, erlitten hat, schmettert ihm unvermittelt das äußerste Elend ins Gesicht, es ist nicht mehr das Gesicht des jungen Dichters, sondern das runzlige, bärtige, verbrauchte Gesicht eines alten Mannes. Und so verschwindet für einen Augenblick die Kluft zwischen dem Sträfling und dem Verbannten, zwischen Blut und Tinte. Diesmal werden die Sträflinge auf Karren verladen, der Konvoi setzt sich in Bewegung, und Victor Hugo bekennt sich zu einem vollwertigen Mitglied der Menschheit.

*

Les Misérables sind also nicht nur ein Projekt, das sich über zwanzig Jahre erstreckte. Sie sind eine Geschichte, die sich ein ganzes Leben lang entfaltet hat, von 1828 bis 1862, über die konkreten Daten seiner Entstehung hinaus ist das Buch komponiert, ersonnen, *geschrieben* worden. Hugo beginnt, noch bevor er zur Feder greift, während er auf dem Hof von Bicêtre das Anschmieden der Sträflinge miterlebt, *Les Misérables* zu schreiben. Man schreibt nicht nur mit der Feder. Es gibt ein Schreiben vor dem Schreiben, eine Art inneres Pergament, auf dem die Seele ihre tiefen, ungewissen Zeichen hinterlässt. Ein Buch hat manchmal zwei Geburtsdaten: seine Entstehung und seine Niederschrift. Die Entstehung von *Les Misérables* mag auf den Besuch in Bicêtre zurückgehen, die eigentliche Niederschrift des Textes beginnt erst 1845. Hugo lässt ihn 1848 liegen, bevor er ihn 1860, in Guernsey, wieder aufnimmt. Doch während all dieser Zeit setzt das innere Schreiben seine langsame Arbeit des Untergrabens und Wiederzusammensetzens fort. Die Zeichen, die sich ihm während des Anschmiedens der Sträflinge eingeschrieben haben, werden das

eigentliche Schreiben durcheinanderbringen, die Strömung reißt Victor Hugo mit, und etwas erfordert die Umgestaltung *des Ganzen*.

Nach all diesen Jahren kehrt er also zu *Les Misérables* zurück. Damals heißt das Buch noch *Les Misères* (dt. *Das Elend*). Der Titel für einen Feuilletonroman. In Wirklichkeit ist das Buch fast fertig, aber Victor Hugo muss es noch auf das Niveau der Menschheit heben, die Grenzen seines privaten und gemeinschaftlichen Lebens müssen zurückgedrängt werden, um sie den Größenverhältnissen unserer Tragödie, der Gesellschaft in ihrer Gesamtheit, anzupassen.

Das Buch birgt eine fesselnde Erzählung, eine großartige Fortsetzungsgeschichte, einen unerschöpflichen Reigen mythischer Szenen, zugleich aber auch eine gehaltvolle Reflexion, hinreißende Exkurse über Argot und Sprache, über die Pariser Kanalisation, über den Aufstand und vor allem *eine Schreibweise.* Die drei Dimensionen sind im Übrigen nicht voneinander zu trennen. Der Inhalt des Buchs ist deshalb so gehaltvoll, weil er sich konsequent auf das wesentliche Problem jedes menschlichen Lebens konzentriert, die Erzählung ist deshalb so fesselnd, weil sie sich der Entwicklung des Denkens fügt, sie ist das genaue Gegenteil eines x-ten Bildungsromans mit seinen ausufernden Darlegungen. Die Erzählung in *Les Misérables* ist ein Denken, aber ein lebendiges Denken, mit seinen tatsächlichen Umschwüngen, seinem ungeordneten Verlauf, mit Hunger, Einsamkeit, Angst. Als die kleine Cosette von den Thénardiers nachts allein zum Brunnen geschickt wird, um Wasser zu holen, spüren wir, als Jean Valjean aus dem Nichts auftaucht und mit seiner erwachsenen, väterlichen, festen und beruhigenden Hand nach dem Henkel des Eimers greift, wie diese Hand, im Dunkel unserer frühen Kindheit, nach uns selbst greift, im Zittern der Einsamkeit und der Liebe, die wir nicht erfahren haben, und es ist nicht Jean Valjean, der uns da beruhigt, wir identifizieren uns nicht mit Cosette, es ist der gesamte Text von Victor Hugo; sein Schreiben ist buchstäblich das, *was er uns erzählt,* eine Hand, der Henkel eines Eimers, die Kälte, die Angst, ein kleines Waisenmädchen. Nie zuvor gab es in der Literatur ein solches Zusammenspiel von Sprache, Geschichte und Inhalt.

Schließlich birgt das Buch die meisten mythischen Figuren, von denen künftig eine universelle Aura ausgeht: Jean Valjean, Fantine, Cosette, die Thénardiers, Javert, Gavroche. Sie alle sind mittlerweile weltbekannt. Victor Hugo hat es verstanden, die düsterste Realität hervorsprudeln zu lassen, hat ihr Namen und Figuren abgetrotzt, Leben eingehaucht. Außerdem steckt in diesem Buch Dialektik, eine spekulative, kühne, lyrische, ungestüme Kraft. Das Kapitel über die Pariser Kanalisation, »Die

Eingeweide des Leviathan«, beschreibt die Kehrseite der Welt, »diese Grube der Wahrheit«. Victor Hugo skizziert in groben Zügen die Geschichte der Stadt anhand ihrer faulenden Unterseite, wo »der Auswurf des Kaiphas auf das Erbrochene von Falstaff trifft«, wo die Gesellschaft zwangsweise mit ihrem Abschaum, ihrem Auswurf, etwas von sich preisgibt, wo »alles, was sich früher schminkte, verschmiert ist«, wo Dante und Vergil wieder in die Unterwelt hinabsteigen, in eine Unterwelt, die kein Andachtsbild, kein Mythos mehr ist, sondern der Abfluss für den Mist einer ganzen Stadt. Hugo säkularisiert die christliche Bildsprache und die Hochkultur, er säkularisiert Dante und Vergil. Sie verwandeln sich in einen jungen Idealisten, Marius, und einen ehemaligen Galeerensträfling, Jean Valjean; sie waten durch eine regelrechte Kloake, und das Paradies wartet am Ausgang des realen Lebens, am Ende des Tunnels, das Heil wartet hinter den Gittern, über der Gosse, in der Welt.

*

Les Misérables sind ein riesiges Papierkonvolut, zwei gebundene Bände, die Victor Hugo der Bibliothèque nationale vermachen wird. Allein das Manuskript ist ein Denkmal. Zettel, die auf größere Blätter geklebt sind, lange Federstriche, Entenschnäbel, Durchgestrichenes, Gekritzel, Flecken, ein schwarzer Klecks, Tintenlachen, ein feiner, unentzifferbarer Buchstabenregen, Schreibschrift, in unterschiedlichem Tempo, breite Buchstaben und geschwungene Bindungen, eine wilde Kalligrafie, Wogen von Wörtern, und plötzliche Krähenfüße, unter- und durchgestrichene, ergänzte, dargebotene Sätze, Satzschwärme, lange Perioden, und all das in nur einer Spalte, auf einer halben Seite, damit die andere Hälfte frei bleibt für Reuestriche, Ergänzungen, Umformulierungen, und plötzlich dann ein einzelnes, verlorenes Wort, Flecken, bildschöne Flecken, Tintenkleckse, die Gischt des Buches.

Dieses Papierkonvolut ist durch und durch politisch. Das Buch gehört allen. […]

Aus dem Französischen von Nicola Denis

LES MISÉRABLES

Deserteure von Ligny und Quatre-Bras[91] stellten in der Unordentlichkeit ihrer gekauften Schandtat ihre royalistische Gesinnung zur Schau; dabei vergessend, was in England auf den Innenwänden der öffentlichen water-closets steht: *Please adjust your dress before leaving*.

Das ist das, was, durcheinander, von dem heute in Vergessenheit geratenen Jahr 1817 in Erinnerung bleibt. Die Geschichte übersieht fast alle diese Kleinigkeiten, ja sie kann gar nicht anders; die Unendlichkeit würde sie überfordern. Und doch sind diese Einzelheiten, die man fälschlicherweise als klein bezeichnet – es gibt in der Menschheit ebenso wenig kleine Einzelheiten wie in der Pflanzenwelt kleine Blätter – nützlich. Aus der Physiognomie der Jahre bildet sich die Gestalt der Jahrhunderte.

In jenem Jahr 1817 unternahmen vier junge Pariser einen »guten Streich«.

II. *Doppeltes Quartett*

Der erste dieser Pariser war aus Toulouse, der zweite aus Limoges, der dritte aus Cahors und der vierte aus Montauban; aber sie waren Studenten, und wer »Student« sagt, sagt »Pariser«; in Paris zu studieren bedeutet, in Paris geboren zu sein.

Diese jungen Leute waren unbedeutend, jedermann kennt solche Typen; vier Varianten eines durchschnittlichen Menschen; weder gut noch schlecht, weder gelehrt noch ungebildet, weder Genies noch Dummköpfe; schön wie alle in diesem lieblichen April des Lebens, den man die Zwanziger nennt. Es waren vier beliebige Oscars, denn zu dieser Zeit gab es noch keine Arthurs. *Verbrennt für ihn die Düfte Arabiens*, heißt es im Gedicht, *Oscar kommt, Oscar, ich geh zu ihm!*[92] Gerade hatte man Ossian hinter sich gebracht,[93] die Eleganz war skandinavisch und schottisch, das rein englische Genre sollte sich erst später durchsetzen, und der erste der Arthurs, Wellington, hatte eben die Schlacht von Waterloo gewonnen.

Diese Oscars hießen Félix Tholomyès, aus Toulouse; der zweite Listolier, aus Cahors; der dritte Fameuil, aus Limoges, der letzte Blachevelle, aus Montauban. Natürlich hatte jeder seine Geliebte. Blachevelle liebte Favourite, die so hieß, weil sie in England gewesen war; Listolier betete Dahlia an, die als Decknamen eine Blume gewählt hatte; Fameuil vergötterte Zéphine, abgekürzt für Josephine; Tholomyès hatte Fantine, genannt Blondchen, wegen ihres schönen sonnengelben Haars.

Favourite, Dahlia, Zéphine und Fantine waren vier bezaubernde, duftende und strahlende Mädchen, ein bisschen arbeiterhaft, weil sie ihre Nähnadel noch nicht ganz hinter sich gelassen hatten, von den Liebeleien gestört, aber auf ihren

Gesichtern trugen sie noch einen Rest der Heiterkeit der Arbeit und in ihren Seelen jene Blüte der Ehrlichkeit, die in der Frau den ersten Fall überdauert. Eine der vier wurde die Jüngste genannt, weil sie die Jüngste war; und eine wurde die Alte genannt. Die Alte war dreiundzwanzig Jahre. Um nichts zu verheimlichen: Die ersten drei waren dem Lärm des Lebens gegenüber erfahrener, unbekümmerter und flatterhafter als Fantine, das Blondchen, die ihm gegenüber noch in ihrer ersten Illusion steckte.

Dahlia, Zéphine und vor allem Favourite hätten das nicht von sich behaupten können. Es gab bereits mehr als eine Episode in ihrem eben erst begonnenen Roman, und der Verliebte, der im ersten Kapitel Adolphe hieß, war im zweiten Alphonse und im dritten Gustave. Armut und Koketterie sind zwei verhängnisvolle Ratgeber; die eine grollt, die andere schmeichelt; und den schönen Mädchen aus dem Volk flüstern beide leise ins Ohr, jede von ihrer Seite. Diese schlecht behüteten Seelen hören zu. Daher die Stürze, die sie machen, und die Steine, die man auf sie wirft. Man belastet sie mit all dem Glanz dessen, was unberührt und unerreichbar ist. Ach! Und wenn die Jungfrau[94] doch Hunger hat?

Favourite, die in England gewesen war, wurde von Zéphine und Dahlia bewundert. Sie hatte schon früh ein eigenes Zuhause gehabt. Ihr Vater war ein alter Mathematiklehrer, der ungehobelt und aufschneiderisch war; er war nicht verheiratet und gab trotz seines Alters noch Privatstunden. Dieser Professor hatte in seiner Jugend einmal gesehen, wie das Kleid eines Zimmermädchens an einem Kaminblech hängen geblieben war; er hatte sich in diesen Unfall verliebt. Daraus war Favourite entstanden. Ab und zu traf sie ihren Vater, der sie grüßte. Eines Morgens kam eine alte Frau, die wie eine Begine aussah,[95] zu ihr herein und sagte: »Mademoiselle, kennen Sie mich nicht?« »Nein.« »Ich bin deine Mutter.« Dann öffnete die alte Frau den Vorratsschrank, aß und trank, ließ sich eine Matratze bringen, die in ihrem Besitz war, und ließ sich bei ihr nieder. Diese Mutter, griesgrämig und fromm, sprach nie mit Favourite, blieb stundenlang, ohne ein Wort zu sagen, frühstückte, aß zu Mittag und zu Abend für vier und ging dann, um ihren Salon zu halten, zum Portier hinunter, wo sie schlecht über ihre Tochter sprach.

Was Dahlia zu Listolier, vielleicht auch zu anderen, in den Müßiggang getrieben hatte, war, viel zu schöne rosa Nägel zu haben. Wie sollte man diese Nägel zum Arbeiten bringen? Wer tugendhaft bleiben will, der darf kein Mitleid mit seinen Händen haben. Was Zéphine angeht, so hatte sie Fameuil mit ihrer verschmitzten und anschmiegsamen Art, »Ja, Monsieur« zu sagen, erobert.

Da die jungen Männer Freunde waren, waren die jungen Frauen Freundinnen. Derartige Liebschaften paaren sich immer mit solchen Freundschaften.

Ein Weiser und ein Philosoph, das sind zwei Dinge; beweisen lässt sich das dadurch, dass, alle Vorbehalte gegenüber diesen kleinen, unregelmäßigen Verhältnissen in Betracht gezogen, Favourite, Zephine und Dahlia philosophische Mädchen waren, und Fantine ein weises Mädchen.

Weise!, wird man sagen, und Tholomyès? Salomon würde antworten, dass Liebe Teil der Weisheit ist. Wir beschränken uns darauf, zu sagen, dass Fantines Liebe eine erste Liebe, eine einzigartige Liebe, eine treue Liebe war.

Sie war die Einzige der vier, die nur von einem Einzigen geduzt wurde.

Fantine war eines dieser Wesen, die sozusagen aus dem Boden des Volkes emporsprießen.

Aus den unergründlichsten Tiefen des gesellschaftlichen Schattens hervorgegangen, hatte sie auf ihrer Stirn das Zeichen der Namenlosigkeit und des Unbekannten. Sie wurde in Montreuil-sur-Mer geboren. Von welchen Eltern? Wer wüsste das? Man hat ihr nie gesagt, wer ihr Vater oder ihre Mutter waren. Sie nannte sich Fantine. Warum Fantine?[96] Man hatte ihr nie einen anderen Namen gesagt. Zum Zeitpunkt ihrer Geburt gab es noch das Direktorium. Kein Familienname, sie hatte keine Familie; kein Taufname, die Kirche war nicht mehr da. Sie hieß so, wie es dem erstbesten Passanten gefiel, dem sie als kleines Kind begegnete, das barfuß auf der Straße herumlief. Ihren Namen erhielt sie so, wie das Wasser aus den Wolken auf ihre Stirn fiel, wenn es regnete. Man nannte sie die kleine Fantine. Niemand wusste mehr darüber. Dieses menschliche Geschöpf war einfach so ins Leben getreten. Mit zehn Jahren verließ Fantine die Stadt und verdingte sich bei Bauern in der Umgebung. Mit fünfzehn Jahren kam sie nach Paris, »ihr Glück suchen«. Fantine war schön und blieb so lange rein, wie sie konnte. Sie war eine hübsche Blondine mit schönen Zähnen. Sie hatte Gold und Perlen als Mitgift, aber ihr Gold war auf ihrem Kopf und ihre Perlen waren in ihrem Mund.

Sie arbeitete, um zu leben; und auch um zu leben, liebte sie, denn auch das Herz hat Hunger.

Sie liebte Tholomyès.

Liebschaft für ihn, Leidenschaft für sie. Die Straßen des Quartier Latin, die das Gewimmel der Studenten und leichten Mädchen erfüllte, sahen den Anfang dieses Traums. In den Labyrinthen des Pantheonhügels, wo sich so viele Abenteuer entspinnen und entwirren, war Fantine Tholomyès lange Zeit aus dem Weg gegangen, doch so, dass sie ihm immer wieder begegnete. Es gibt eine Art des Vermeidens, die dem Suchen ähnelt. Kurz, es fand ein Schäferspiel statt.

Blachevelle, Listolier und Fameuil bildeten eine Art Gruppe, deren Anführer Tholomyès war. Er war es, der Verstand hatte.

Tholomyès war der ewige alte Student; er war reich; er hatte viertausend Franc Leibrente; viertausend Franc Leibrente, ein prächtiger Skandal auf dem Berg von Sainte-Geneviève. Tholomyès war ein dreißigjähriger, schlecht erhaltener Lebemann. Er war faltig und zahnlos; und er bekam eine Glatze, von der er selbst ohne Traurigkeit sagte: *Mit dreißig Jahren der Schädel, mit vierzig Jahren das Knie*. Er verdaute schlecht, und er hatte ein tränendes Auge bekommen. Aber in dem Maße, in dem seine Jugend verblasste, entfachte er seine Fröhlichkeit; er ersetzte seine Zähne durch Spott, seine Haare durch Freude, seine Gesundheit durch Ironie und sein weinendes Auge lachte unaufhörlich. Er war heruntergekommen, aber in voller Blüte. Seine Jugend, die schon lange vor dem Alter ihre Zelte abgebrochen hatte, zog sich geordnet zurück, brach in Gelächter aus, und man war getäuscht. Eines seiner Stücke war vom Vaudeville[97] abgelehnt worden. Er schrieb hier und da unbedeutende Verse. Außerdem zweifelte er hochmütig an allem, eine große Stärke in den Augen der Schwachen. Da er also voller Ironie und kahlköpfig war, war er der Anführer. *Iron* ist ein englisches Wort, das »Eisen« bedeutet. Könnte es sein, dass Ironie daher kommt?

Eines Tages nahm Tholomyès die drei anderen beiseite, machte eine orakelhafte Geste und sagte zu ihnen:

»Es ist jetzt schon fast ein Jahr her, dass Fantine, Dahlia, Zéphine und Favourite uns bitten, ihnen eine Überraschung zu machen. Wir haben es ihnen feierlich versprochen. Sie sprechen uns immer noch darauf an, vor allem mich. So wie die alten Frauen in Neapel zu San Genaro *Faccia gialluta, fa o miracolo* – ›gelbliches Gesicht, tu dein Wunder!‹ – schreien,[98] so sagen mir unsere Hübschen ohne Unterlass: ›Tholomyès, wann bringst du deine Überraschung zur Welt?‹ Und zugleich schreiben uns unsere Eltern. Man sägt von beiden Seiten. Der Zeitpunkt scheint mir gekommen. Lasst uns reden.«

Daraufhin senkte Tholomyès die Stimme und sprach auf geheimnisvolle Weise etwas so Fröhliches, dass ein großes und begeistertes Kichern aus allen vier Kehlen zugleich kam und Blachevelle ausrief: »Was für eine Idee!«

Eine verrauchte Spelunke bot sich an, sie traten dort ein, und der Rest ihrer Verhandlung verlor sich im Schatten.

Das Ergebnis dieser Finsternis war eine strahlende Vergnügungspartie, die am darauffolgenden Sonntag stattfand, die vier jungen Männer luden die vier jungen Mädchen ein.

III. *Vier mal Vier*

Was vor fünfundvierzig Jahren eine Landpartie von Studenten und Grisetten[99] war, kann man sich heute nur schwerlich vorstellen. Paris hat nicht mehr das gleiche Umland; die Gestalt dessen, was man das Leben im Umkreis von Paris nennen könnte, hat sich seit einem halben Jahrhundert völlig verändert; wo früher der Kuckuckswagen[100] war, ist die Eisenbahn; wo es früher Pataches gab, sind Dampfschiffe;[101] heute sagt man Fécamp, wie man früher Saint-Cloud sagte.[102] Das Paris von 1862 ist eine Stadt, die Frankreich als Vorort hat.

Die vier Paare durchlebten gewissenhaft alle damals möglichen ländlichen Verrücktheiten. Die Ferien hatten gerade begonnen, und es war ein warmer, sonniger Sommertag. Am Vortag hatte Favourite, die als Einzige schreiben konnte, im Namen aller vier Tholomyès geschrieben: »Es ist eine gute Zeit, um ins Glück zu reisen.« Deshalb standen sie um fünf Uhr früh auf. Dann fuhren sie mit der Kutsche nach Saint-Cloud, schauten sich den trockenen Wasserfall an und riefen: Wie schön muss das mit Wasser sein!, sie aßen im *Tête-Noire* zu Mittag, wo Castaing noch nicht vorbeigekommen war,[103] gönnten sich am Quinconce des großen Bassins[104] eine Partie *Jeu de bagues*,[105] stiegen zur Laterne von Diogenes hinauf,[106] spielten am Roulette-Tisch des Pont de Sèvres um Macarons, pflückten in Puteaux Blumensträuße, kauften Tröten in Neuilly, aßen überall Apfeltaschen, waren vollkommen glücklich.

Die jungen Mädchen raschelten und schwatzten wie entflohene Grasmücken. Es war ein Rausch. Ab und zu stupsten sie die jungen Männer. Morgentrunkenheit des Lebens! Goldene Jahre! Die Flügel der Libellen zittern. Oh! wer immer Sie auch sind, erinnern Sie sich? Sind Sie schon einmal durch die Büsche gegangen, die Zweige beiseite schiebend, weil ein hübscher Kopf hinter ihnen ist? Sind Sie schon einmal lachend eine regennasse Böschung hinabgerutscht, zusammen mit einer geliebten Frau, die Sie an der Hand hält und ruft: »Ah, meine neuen Schnürstiefel, wie sehen die denn aus!«

Wir wollen gleich sagen, dass dieses fröhliche Missgeschick, ein Regenschauer, dieser gut gelaunten Gesellschaft fehlte, auch wenn Favourite beim Aufbrechen in schulmeisterlichem und mütterlichem Tonfall gesagt hatte: *Die Schnecken sind unterwegs. Ein Zeichen für Regen, meine Kinder.*

Alle vier waren unglaublich hübsch. Ein guter alter, damals berühmter klassischer Dichter, ein guter Kerl, der eine Eléonore hatte, M. Chevalier de Labouïsse,[107] der an diesem Tag unter den Kastanienbäumen von Saint-Cloud umher-

wanderte, sah sie gegen zehn Uhr vorbeiziehen und rief aus: *Eine ist da zu viel*, weil er an die Grazien dachte.[108] Favourite, die Freundin von Blachevelle, diejenige, die dreiundzwanzig Jahre alt war, die Alte, lief voraus unter den großen, grünen Ästen, sprang über Gräben, kletterte furchtlos über Büsche und führte in dieser fröhlichen Runde den Vorsitz wie ein junger weiblicher Faun. Zéphine und Dahlia, die der Zufall auf eine Art schön gemacht hatte, dass sie sich durch Annäherung und Ergänzung gegenseitig zur Geltung brachten, wichen nicht voneinander, mehr aus weiblichem Instinkt, denn aus Freundschaft, und nahmen, sich aufeinander lehnend, englische Posen ein; die ersten *keepsakes* waren gerade erschienen,[109] unter den Frauen nahm die Melancholie zu wie später der Byronismus bei den Männern, und die Haare des zarten Geschlechts begannen sich in Tränen aufzulösen. Zéphine und Dahlia hatten ihr Haar in Rollen gewickelt. Listolier und Fameuil, in ein Gespräch über ihre Lehrer vertieft, erklärten Fantine den Unterschied zwischen M. Delvincourt und M. Blondeau.[110]

Blachevelle schien ausdrücklich dazu geschaffen worden zu sei, um am Sonntag Favourites Kaschmirschal[111] über dem Arm zu tragen.

Tholomyès folgte ihnen und beherrschte die Gruppe. Er war sehr fröhlich, aber man spürte, dass er sich als Leiter verstand; seine Fröhlichkeit hatte etwas Tyrannisches an sich; sein Hauptschmuck war eine Schlaghose aus Nankin mit einem Steg aus Kupfergeflecht; er hatte ein mächtiges Rattan im Wert von zweihundert Franc in der Hand, und, da er sich alles erlaubte, im Mund ein seltsames Ding, das man Zigarre nannte. Da ihm nichts heilig war, rauchte er.

»Dieser Tholomyès ist erstaunlich«, sagten die anderen bewundernd. »Was für Hosen! Was für eine Energie!«

Fantine war überglücklich. Ihre prächtigen Zähne hatten offensichtlich von Gott eine Funktion erhalten, das Lachen. Ihren kleinen Hut aus geflochtenem Stroh, der mit langen weißen Bändern geschmückt war, trug sie mehr in ihrer Hand als auf dem Kopf. Ihr dichtes, blondes Haar, das zum Flattern neigte und sich leicht löste und immer wieder neu zusammengebunden werden musste, schien wie geschaffen für Galateas Flucht unter die Weidenbäume.[112] Ihre rosafarbenen Lippen plapperten bezaubernd. Die Mundwinkel, wollüstig hochgezogen wie bei antiken Masken Erigones,[113] schienen zu Kühnheiten zu ermutigen, aber ihre langen, schattigen Wimpern senkten sich bescheiden über dieses Getöse der unteren Gesichtshälfte, als wollten sie »halt!« sagen. Ihre ganze Aufmachung hatte irgendetwas Singendes und Loderndes an sich. Sie trug ein Kleid aus durchsichtigem, malvenfarbenem Seidengewebe, kleine goldfarbene Kothurne, deren Bänder auf ihren feinen weißen Strümpfen mit Ziernaht X-förmige Muster zeichneten,

und jene Art Spencer aus Musselin, eine Erfindung aus Marseille, deren Name, »canezou«, eine Verunstaltung des französischen Wortes *quinze août* ist, nach dem Klang, den es auf der Canebière[114] hat und »schönes Wetter, Hitze und Mittag« bedeutet. Die drei anderen, weniger schüchtern, wir sagten es bereits, waren tief ausgeschnitten, was im Sommer unter blumenbedeckten Hüten sehr anmutig und aufreizend wirkt; doch neben diesen kühnen Aufmachungen war das Canezou der blonden Fantine – durchsichtig, indiskret und voller Vorbehalte, zugleich zeigend und verbergend – eine herausfordernde Entdeckung der Zurückhaltung, und das berühmte Liebesgericht, dem die Vicomtesse de Cette mit ihren meergrünen Augen vorsaß, hätte den Preis für Gefallsucht vielleicht an diesen Canezou vergeben, der am Wettbewerb um die Keuschheit teilnahm. Der Einfältigste ist manchmal der Wissendste. Das kommt vor.

Von vorne strahlend, von der Seite zart, die Augen tiefblau, die Augenlider üppig, gewölbte kleine Füße, Handgelenke und Knöchel bewundernswert gebaut, die weiße Haut, die an manchen Stellen die azurblaue Struktur der Venen erkennen lässt, die kindlichen und frischen Wangen, der kräftige Hals der Juno von Ägina, der Nacken stark und geschmeidig, die Schultern wie von Coustou modelliert,[115] in der Mitte ein üppiges Grübchen, das durch den Musselin sichtbar war; eine mit Träumerei kandierte Fröhlichkeit; vollendet und erlesen; so war Fantine; und man ahnte unter den Tüchern und Bändern eine Statue, und in dieser Statue eine Seele.

Fantine war schön, ohne es zu genau zu wissen. Die seltenen Träumer, geheimnisvolle Priester des Schönen, die alles heimlich mit dem Vollkommenen vergleichen, hätten in dieser kleinen Arbeiterfrau durch die durchsichtige Hülle der Pariser Anmut hindurch den heiligen Wohlklang der Antike erkannt. Dieses Mädchen aus dem Schatten war rassig. Sie war schön in beiden Formen, in Stil und Rhythmus. Der Stil ist die Form des Ideals; der Rhythmus seine Bewegung.

Wir sagten, Fantine sei ganz Freude; Fantine war auch Schamhaftigkeit.

Einem Beobachter, der sie aufmerksam studiert hätte, enthüllte sich in all dieser Trunkenheit des Alters, der Jahreszeit und der Verliebtheit ein unbesiegbarer Ausdruck von Zurückhaltung und Bescheidenheit. Sie war immer ein wenig erstaunt. Dieses keusche Erstaunen ist das, was den Unterschied zwischen Psyche und Venus ausmacht. Fantine hatte die langen, weißen und dünnen Finger einer Vestalin, die mit einer goldenen Nadel in der Asche des heiligen Feuers rührt. Obwohl sie Tholomyès, wie sich bald herausstellen soll, nichts verweigerte, war ihr Aussehen in der Ruhe doch überlegen jungfräulich; eine Art ernste, fast schon strenge Würde überkam sie bei bestimmten Gelegenheiten, und nichts war so einzigartig und verwirrend, wie zu sehen, wie ihre Fröhlichkeit schnell erlosch und […]

Fünfzehntes Buch

DIE RUE DE L'HOMME-ARMÉ

1. *Schlucker, Schwätzer*[1]

Was sind die Erschütterungen einer Stadt angesichts des Aufruhrs der Seele? Der Mensch hat eine noch größere Tiefe als das Volk. Jean Valjean befand sich in genau diesem Moment in den Klauen einer beängstigenden Erhebung. Alle Abgründe hatten sich wieder in ihm geöffnet. Auch er erzitterte, wie ganz Paris, an der Schwelle einer gewaltigen und geheimnisvollen Revolution. Ein paar Stunden hatten ausgereicht. Sein Schicksal und sein Gewissen hatten sich plötzlich mit Schatten überzogen. Von ihm wie von Paris konnte man sagen: Die beiden Prinzipien stehen sich gegenüber. Der weiße und der schwarze Engel werden sich im Nahkampf auf der Brücke über dem Abgrund begegnen. Wer wird den anderen hinabstürzen? Wer wird obsiegen?

Am Vorabend dieses Tages, dem 5. Juni, war Jean Valjean in Begleitung von Cosette und Toussaint in die Rue de l'Homme-Armé eingezogen. Dort erwartete ihn ein unvorhergesehenes Ereignis.

Cosette hatte die Rue Plumet nicht ohne einen Versuch der Gegenwehr verlassen. Zum ersten Mal, seitdem sie zusammen lebten, stimmten der Wille von Cosette und der Wille von Jean Valjean nicht überein und waren zwar nicht aufeinander gestoßen, hatten sich aber doch zumindest widersprochen. Auf der einen Seite gab es Einwände, auf der anderen Seite Unbeweglichkeit. Die brüske Aufforderung: *Ziehen Sie um*, von einem Fremden Jean Valjean zugeworfen, hatte ihn so sehr beunruhigt, dass sie für ihn unumstößlich war. Er glaubte sich entdeckt und verfolgt. Cosette musste nachgeben.

Beide waren in der Rue de l'Homme-Armé mit zusammengebissenen Zähnen und wortlos angekommen, jeder in seine persönlichen Sorgen vertieft; Jean Valjean so beunruhigt, dass er Cosettes Traurigkeit nicht sah, Cosette so traurig, dass sie Jean Valjeans Unruhe nicht sah.

Jean Valjean hatte Toussaint mitgenommen, was er bei all seinen früheren Abwesenheiten nicht getan hatte. Er sah voraus, dass er vielleicht nicht in die Rue

Plumet zurückkehren würde, und er konnte Toussaint weder zurücklassen noch ihr sein Geheimnis anvertrauen. Außerdem empfand er sie als ergeben und zuverlässig. Zwischen Diener und Herr beginnt Verrat mit Neugier. Doch Toussaint war, als sei sie dazu vorherbestimmt, Jean Valjeans Dienerin zu sein, nicht neugierig. Sie sagte stotternd und in ihrer Redeweise einer Bäuerin aus Barneville: »Ich bin immer dieselbe; ich tu, was ich zu tun hab; alles andere ist nicht meine Aufgabe.«[2]

Bei diesem Aufbruch aus der Rue Plumet, der fast einer Flucht glich, hatte Jean Valjean nichts mitgenommen außer dem kleinen duftenden Koffer, den Cosette den *Unzertrennlichen* nannte. Volle Koffer hätten Boten erfordert, und Boten sind Zeugen. Man rief eine Kutsche zur Tür in der Rue Babylone, und man war fortgegangen.

Mit großer Mühe erhielt Toussaint die Erlaubnis, ein wenig Wäsche und Kleidungsstücke und einige Toilettenartikel einzupacken. Cosette ihrerseits hatte nichts mitgenommen außer ihr Briefpapier und ihre Schreibunterlage.

Jean Valjean hatte es, um die Einsamkeit und die Schattenhaftigkeit dieses Verschwindens zu verstärken, so eingerichtet, dass sie den Pavillon in der Rue Plumet erst in der Abenddämmerung verließen, was Cosette Zeit gab, ihre Nachricht an Marius zu schreiben. Man kam bei Einbruch der Nacht in der Rue de l'Homme-Armé an.

Schweigend war man zu Bett gegangen.

Die Unterkunft der Rue de l'Homme-Armé lag im zweiten Stock eines Hinterhofs und bestand aus zwei Schlafzimmern, einem Esszimmer und einer an das Esszimmer grenzenden Küche mit einem Verschlag, in dem sich ein Riemenbett befand, das Toussaint zufiel. Das Esszimmer war zugleich Vorzimmer und trennte die beiden Schlafzimmer voneinander. Die Wohnung war mit allem Nötigen ausgestattet.

Man beruhigt sich fast ebenso schlagartig, wie man sich beunruhigt; so ist die menschliche Natur. Kaum war Jean Valjean in der Rue de l'Homme-Armé angekommen, so hellte sich seine Angst auf und zerstreute sich nach und nach. Es gibt beruhigende Orte, die auf besondere Art mechanisch auf den Geist einwirken. Eine ruhige Straße, friedliche Anwohner, Jean Valjean wurde von der Stille dieser alten Pariser Gasse auf seltsame Weise angesteckt, die so eng ist, dass sie für Kutschen durch eine quer verlaufende, auf zwei Pfosten aufliegende Bohle versperrt ist, still und dumpf inmitten der lärmenden Stadt, vor sich hindämmernd am helllichten Tag und gleichsam unfähig zu jeder Art von Gefühlsausbruch zwischen ihren zwei Reihen hoher jahrhundertealter Häuser, die schweigen wie alte Männer, die sie nun einmal sind. Über dieser Straße liegt träges Vergessen. Jean Valjean konnte hier aufatmen. Wie sollte man ihn hier finden?

Seine erste Sorge bestand darin, den *Unzertrennlichen* neben sich zu stellen.

Er schlief gut. Die Nacht schenkt Einsicht, man kann hinzufügen: die Nacht beruhigt. Am nächsten Morgen stand er fast heiter auf. Er fand das Esszimmer, das schrecklich hässlich war, charmant, ausgestattet mit einem alten runden Tisch, einer niedrigen Anrichte, die von einem geneigten Spiegel überragt wurde, einem wurmstichigen Sessel und ein paar Stühlen, auf denen noch Pakete der Toussaint lagen. In einem dieser Pakete erkannte man durch einen Riss die Uniform der Nationalgarde Jean Valjeans.

Was Cosette angeht, so hatte sie sich von Toussaint eine Brühe auf ihr Zimmer bringen lassen und erschien erst am Abend.

Gegen fünf Uhr hatte Toussaint, die hin und her eilte, sehr beschäftigt mit diesem kleinen Einzug, auf den Tisch im Esszimmer kaltes Geflügel angerichtet, das Cosette nur aus Ehrfurcht vor ihrem Vater anzusehen gewillt war.

Danach hatte Cosette, eine anhaltende Migräne vorschiebend, Jean Valjean gute Nacht gesagt und hatte sich in ihrem Schlafzimmer eingeschlossen. Jean Valjean aß mit Appetit einen Hühnerflügel und fühlte sich, auf den Tisch aufgestützt, wieder heiterer und in Sicherheit.

Während er dieses schlichte Abendessen zu sich nahm, bemerkte er, zwei- oder dreimal, das verwirrte Stottern von Toussaint, die zu ihm sagte: »Monsieur, es gibt einen Aufstand,[3] man kämpft in Paris«. Aber er hatte, in einen Haufen innerer Überlegungen versunken, nicht darauf geachtet. Um die Wahrheit zu sagen, er hatte nicht einmal hingehört.

Er erhob sich, ging vom Fenster zur Tür und von der Tür zum Fenster, dabei immer ruhiger werdend.

Mit dieser Ruhe trat Cosette, seine einzige Sorge, wieder in seine Gedanken. Nicht, dass ihn diese Migräne beschäftigt hätte, ein kleiner Nervenzusammenbruch, das Schmollen eines jungen Mädchens, ein wolkenverhangener Moment, das würde man in ein oder zwei Tagen nicht mehr merken; aber er dachte an die Zukunft, und wie gewöhnlich dachte er an sie mit Sanftmut. Alles in allem sah er kein Hindernis dafür, dass sein glückliches Leben weiter seinen Lauf nehmen könnte. In manchen Stunden scheint alles unmöglich; in anderen Stunden scheint alles einfach; Jean Valjean war in einem jener glücklichen Augenblicke. Sie kommen normalerweise nach den schlechten, wie der Tag nach der Nacht, durch das Gesetz der Folge und des Gegensatzes, das die eigentliche Grundlage der Natur ist und das oberflächliche Geister Antithese nennen. In dieser friedlichen Straße, in die er sich zurückgezogen hatte, befreite sich Jean Valjean von alldem, was ihn seit einiger Zeit beschäftigt hatte. Eben weil er so viel Dunkelheit gesehen hatte,

begann er nun, ein wenig Azur zu sehen. Die Rue Plumet ohne Schwierigkeiten und Zwischenfälle verlassen zu haben, das war schon der erste gute Schritt. Vielleicht wäre es klug, sich, und wenn auch nur für ein paar Monate, abzulenken und nach London zu gehen. Also gut, dann gehen wir! In Frankreich zu sein, in England zu sein, was spielte das für eine Rolle, vorausgesetzt, er hatte Cosette bei sich? Cosette war seine Nation. Cosette reichte aus für sein Glück; der Gedanke, dass er es war, der vielleicht für Cosettes Glück nicht ausreichte, dieser Gedanke, der ihn früher einmal in Fieber und Schlaflosigkeit gestürzt hatte, kam ihm nicht einmal in den Sinn. Alle seine Schmerzen waren zusammengebrochen, und er war voller Optimismus. Cosette, die in seiner Nähe war, schien ihm zu gehören; ein optischer Effekt, den jeder schon erlebt hat. Er legte sich, und das mit allen möglichen Bequemlichkeiten, die Abreise mit Cosette nach England zurecht, und er sah im Blickwinkel seiner Träumereien, wie sich sein Glück irgendwo in der Welt wieder aufbaute.

Während er mit langsamen Schritten auf und ab ging, fiel sein Blick plötzlich auf etwas Seltsames.

Er erkannte vor sich und las deutlich im geneigten Spiegel, der die Anrichte überragte, folgende vier Zeilen:

»Ach mein Geliebter! Mein Vater möchte, dass wir sofort aufbrechen. Wir sind heute Abend in der Rue de l'Homme-Armé, Nr. 7. In einer Woche werden wir in London sein. – COSETTE. 4. Juni.«

Jean Valjean hielt wie benommen inne.

Cosette hatte, als sie in die Wohnung kam, ihre Löschunterlage auf die Anrichte vor dem Spiegel gelegt und hatte sie, versunken in ihre schmerzliche Qual, dort vergessen, ohne zu bemerken, dass sie sie aufgeschlagen zurückließ, und genau auf jener Seite geöffnet, auf der sie die vier von ihr geschriebenen Zeilen zum Löschen abgedrückt hatte, die sie dem jungen Arbeiter mitgab, der durch die Rue Plumet kam. Die Schrift hatte sich in das Löschpapier eingeprägt.

Der Spiegel reflektierte die Schrift.

Das führte zu dem, was man in der Geometrie ein symmetrisches Bild nennt; derart, dass die verkehrte Schrift auf dem Löschpapier im Spiegelbild umgedreht wurde und sich in ihrem natürlichen Sinn präsentierte; und Jean Valjean hatte den Brief vor Augen, den Cosette am Tag zuvor an Marius geschrieben hatte.

Es war schlicht und erschütternd.

Jean Valjean ging zum Spiegel. Er las noch einmal die vier Zeilen, aber er konnte es nicht glauben. Sie kamen ihm vor, als erschienen sie im Licht eines Blitzes. Das war eine Halluzination. Das war unmöglich. Das konnte nicht sein.

Nach und nach wurde seine Wahrnehmung genauer; er betrachtete die Schreibunterlage von Cosette, und das Gefühl für die Wirklichkeit kam zu ihm zurück. Er nahm die Schreibunterlage und sagte: Das kommt von dort. Er untersuchte fieberhaft die vier ins Löschblatt eingedrückten Zeilen, die Umkehrung der Buchstaben machte daraus ein seltsames Gekritzel, und er sah darin keinerlei Sinn. Also sagte er sich: Aber das hat ja nichts zu bedeuten, da steht ja gar nichts. Und er atmete aus tiefster Brust mit unaussprechlicher Erleichterung aus. Wer hat nicht schon solche Augenblicke dummer Freude in schrecklichen Momenten erlebt? Die Seele gibt sich nicht eher der Verzweiflung hin, bis sie alle Selbsttäuschungen ausgeschöpft hat.

Er hielt die Schreibunterlage in der Hand und betrachtete sie, auf dümmliche Weise glücklich, fast dazu bereit, über die Trugbilder zu lachen, die ihn getäuscht hatten. Plötzlich fiel sein Blick wieder auf den Spiegel, und wieder sah er die Vision. Die vier Zeilen stachen mit unerbittlicher Klarheit hervor. Diesmal war es keine Illusion, die Wiederkehr einer Vision ist eine Realität, das war greifbar, das war die im Spiegel gerade ausgerichtete Schrift. Er verstand.

Jean Valjean taumelte, ließ die Schreibunterlage fallen und brach in dem alten Sessel neben der Anrichte zusammen, mit herabfallendem Kopf, mit glasigem Blick, verloren. Er sagte sich, dass es offensichtlich sei, und dass sich das Licht der Welt für immer verdunkelt habe, und dass Cosette das jemandem geschrieben habe. Und so hörte er, wie seine Seele, wieder fürchterlich geworden, in der Finsternis ein dumpfes Brüllen ausstieß. Man versuche nur, dem Löwen den Hund wegzunehmen, den er in seinem Käfig hat!

Seltsam und traurig: In diesem Moment hatte Marius Cosettes Brief noch gar nicht erhalten; der verräterische Zufall hatte ihn zuerst Jean Valjean zugetragen, bevor er ihn an Marius übergab.

Jean Valjean hatte bis zu diesem Tag in keiner Herausforderung eine Niederlage erlitten. Er war schrecklichen Prüfungen ausgesetzt gewesen; keine Gewalttat des bösen Schicksals war ihm erspart geblieben; die Wildheit des Geschicks, bewaffnet mit allen Rachegelüsten und jeder Art gesellschaftlicher Verachtung, hatte ihn als Opfer erwählt und sich auf ihn gestürzt. Er war vor nichts zurückgewichen, noch hatte er sich gebeugt. Er hatte, wenn nötig, selbst das Äußerste auf sich genommen; er hatte die Unverletzlichkeit des wieder auf die Beine gekommenen Mannes geopfert, seine Freiheit aufgegeben, seinen Kopf riskiert, alles verloren, alles erlitten, und er war derart selbstlos geblieben und stoisch, dass man manchmal hätte meinen können, er sei wie ein Märtyrer von sich selbst getrennt. Sein Gewissen, allen Angriffen des Unglücks gegenüber abgehärtet, konnte völlig unüberwindlich

erscheinen. Nun, jemand, der seine innere Stärke kannte, hätte in diesem Moment bemerken müssen, wie sie schwächer wurde.

Von allen Martern, die ihm das Schicksal in dieser langen Befragung auferlegt hatte, war diese die furchtbarste. Noch nie hatte ihn eine solche Qual ergriffen. Er spürte den geheimnisvollen Umbruch aller verborgenen Gefühlslagen. Er spürte das Stechen unbekannter Fasern. Leider ist die größte, oder sagen wir besser: die einzigartigste Prüfung der Verlust eines geliebten Menschen.

Der arme alte Jean Valjean liebte Cosette ganz sicher nicht anders als ein Vater; aber wir haben es oben bereits angemerkt: In diese Vaterschaft hatte der Witwerstand seines Lebens alle Formen der Liebe eingeführt; er liebte Cosette wie seine Tochter, und er liebte sie wie seine Mutter, und er liebte sie wie seine Schwester; und da er noch nie eine Geliebte oder eine Ehefrau gehabt hatte und da die Natur ein Gläubiger ist, der keinen Einspruch zulässt, hatte sich auch dieses Gefühl, das am wenigsten von allen verloren werden kann, unter die anderen gemischt, undeutlich, ohne sein Wissen, rein vor Blindheit, unbewusst, himmlisch, engelhaft, göttlich; weniger wie ein Gefühl, vielmehr wie ein Urtrieb, weniger wie ein Urtrieb, vielmehr wie eine Anziehung, unmerklich und unsichtbar, aber wirklich; und die eigentliche Liebe war in seiner unermesslich großen Zärtlichkeit für Cosette so etwas wie eine Goldader im Berg, dunkel und jungfräulich.

Erinnern wir uns an diese Konstellation seines Herzens, die wir schon angedeutet haben. Zwischen ihnen war keine Ehe möglich; nicht einmal die der Seelen; und doch ist es sicher, dass ihre Geschicke sich vermählt hatten. Außer Cosette, das heißt außer einer Kindheit, hatte Jean Valjean in seinem ganzen langen Leben nichts kennengelernt, was man lieben kann. Die Leidenschaften und Lieben, die aufeinanderfolgen, hatten in ihm nicht jene aufeinanderfolgenden Grüntöne erzeugt, erst das dunkle und dann das zarte Grün, die man auf dem Laub bemerkt, das den Winter übersteht, und bei Männern, die die Fünfzig überschritten haben. Alles in allem, und wir haben mehr als einmal darauf bestanden, diese gesamte innere Verschmelzung, dieses Ganze, dessen Ergebnis eine große Tugendhaftigkeit war, führte dazu, aus Jean Valjean einen Vater für Cosette zu machen. Ein eigenartiger Vater, geschmiedet aus dem Großvater, dem Sohn, dem Bruder und dem Ehemann, die es in Jean Valjean gab; ein Vater, der sogar etwas von einer Mutter an sich hatte; ein Vater, der Cosette liebte und vergötterte und dem dieses Kind Licht, Zuhause, Familie, Vaterland, Paradies war.

Als er also sah, dass es tatsächlich vorüber war, dass sie sich ihm entzog, dass sie seinen Händen entglitt, dass sie entwischte, dass sie eine Wolke war, dass sie Wasser war, als er diesen niederdrückenden Beweis vor Augen hatte: Ein anderer

ist das Ziel ihres Herzen, ein anderer ist die Hoffnung ihres Leben; es gibt den Geliebten; ich bin nur der Vater; mich gibt es nicht mehr; als er nicht mehr zweifeln konnte, als er sich sagte: Sie geht weg von mir!, da wurde der Schmerz, den er empfand, nahezu unerträglich. Das alles getan zu haben, was er getan hatte, um hier zu enden! Und was dann? Um ein Nichts zu sein! Dann verspürte er, wie wir sagten, von Kopf bis Fuß einen Schauder der Revolte. Er spürte bis in die Haarwurzeln hinein das mächtige Aufbäumen der Selbstsucht, und das Ich brüllte in den Abgründen dieses Mannes.

Es gibt innere Zusammenbrüche. Das Eindringen einer verzweifelten Gewissheit in den Menschen geschieht nicht, ohne dass bestimmte tiefliegende Elemente, die manchmal das Wesen des Menschen selbst sind, aufreißen und aufbrechen. Wenn der Schmerz ein solches Ausmaß erreicht, dann ist er eine Panik aller Kräfte des Bewusstseins. Das sind tödliche Notlagen. Nur wenige von uns treten unverändert aus ihnen hervor und stehen der Pflicht standhaft gegenüber. Wenn die Grenze des Leidens überschritten wird, dann wird selbst die festeste Tugend aus der Fassung gebracht. Jean Valjean griff erneut zur Schreibunterlage und überzeugte sich von Neuem; er verblieb gebeugt und versteinert über den vier unwiderlegbaren Zeilen, mit starrem Blick; und es braute sich in ihm ein derartiges Unwetter zusammen, dass man hätte glauben können, alles in seiner Seele würde bersten.

Er untersuchte diese Enthüllung durch das Vergrößerungsglas seiner Träumereien, mit einer offensichtlichen Ruhe, die beängstigend war, denn es ist eine furchterregende Sache, wenn die Ruhe eines Menschen zur Kälte eines Standbildes wird.

Er maß den schrecklichen Schritt, den sein Schicksal gemacht hatte, ohne dass er etwas davon ahnte; er erinnerte sich an seine Ängste des letzten Sommers, die sich so wild zerstreut hatten; er erkannte den Abgrund wieder; es war immer derselbe; nur Jean Valjean befand sich nicht mehr an der Schwelle, er war am Grund.

Es war unerhört und ergreifend, er war hinabgestürzt, ohne es zu bemerken. Alles Licht seines Lebens war entschwunden, während er glaubte, immer noch die Sonne zu sehen.

Sein Instinkt zögerte nicht. Er setzte bestimmte Umstände miteinander in Beziehung, bestimmte Momente, eine bestimmte Errötung, eine bestimmte Blässe Cosettes, und er sagte sich: Er ist es. Die Weissagung der Verzweiflung ist eine Art geheimnisvoller Bogen, der niemals sein Ziel verfehlt. Schon die ersten Vermutungen, die er anstellte, bezogen sich auf Marius. Er kannte den Namen nicht, aber er erkannte sofort den Mann. Die Unversöhnlichkeit seiner Erinnerung ließ ihn

präzise diesen unbekannten Herumtreiber aus dem Luxembourg sehen, diesen elenden Jäger von Liebeleien, diesen romantischen Nichtsnutz, diesen Trottel, diesen Feigling, denn es ist eine Feigheit, Mädchen schöne Augen zu machen, die an ihrer Seite einen Vater haben, der sie liebt.

Nachdem er genau verstanden hatte, dass dieser junge Mann der Kern dieser Angelegenheit war und dass alles von dort kam, blickte Jean Valjean, der erneuerte Mann, der Mann, der so hart an seiner Seele gearbeitet hatte, der Mann, der sich so viel Mühe gegeben hatte, sein Leben, das ganze Elend und alles Unglück mit Liebe zu lösen, in sich selbst hinab und sah ein Gespenst, den Hass.

Große Schmerzen gehen mit Erschöpfung einher. Sie entmutigen das Sein. Der Mensch, in den sie eindringen, spürt, wie sich etwas aus ihm zurückzieht. In der Jugend ist ihr Besuch düster; später ist er unheimlich. Ach, wenn die Verzweiflung selbst dann eine schreckliche Angelegenheit ist, wenn das Blut noch heiß ist, wenn die Haare noch schwarz sind, wenn der Kopf gerade auf dem Körper sitzt wie die Flamme auf der Fackel, wenn die Schriftrolle des Schicksals noch fast ihren ganzen Umfang hat, wenn das Herz, voll von begehrenswerter Liebe, immer noch Schläge hat, die man ihm zurückgeben kann, wenn vor einem noch Zeit liegt, um alles wieder gut zu machen, wenn alle Frauen da sind, und jedes Lächeln, und die ganze Zukunft, und der ganze Horizont, wenn die Lebenskraft noch vollständig ist, was ist dann das Alter, wenn die Jahre immer bleicher werden, in jener Stunde der Dämmerung, in der man die Sterne des Grabes zu sehen beginnt!

Während er nachdachte, trat Toussaint ein. Jean Valjean erhob sich und fragte sie:

»Wo ist es? Wissen Sie das?«

Toussaint war überrascht und konnte ihm nur antworten:

»Wie bitte?«

Jean Valjean fuhr fort:

»Haben Sie mir nicht vorhin gesagt, dass man kämpft?«

»Ah ja, Monsieur«, antwortete Toussaint. »Es ist in der Nähe von Saint-Merry.«

Es gibt jene Art von mechanischen Bewegungen, die uns, sogar ohne dass wir es bemerken, aus unseren tiefsten Gedanken heraus erfassen. Es war ohne Zweifel eine Bewegung dieser Art, der er sich selbst kaum bewusst war, die dafür verantwortlich war, dass sich Jean Valjean fünf Minuten später auf der Straße wiederfand.

Er saß barhäuptig auf dem Grenzstein vor seinem Haus. Er schien zu lauschen.

Die Nacht war hereingebrochen.

Begleitheft zum Erscheinen von *Les Miserables* am 12. November 2026
Buch vormerken/bestellen:



Erste Auflage Berlin 2026
Copyright für die deutschen Übersetzungen sowie das
Vorwort von Éric Vuillard, das Nachwort und die
Anmerkungen des Herausgebers
© 2026 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de

»Das Evangelium des Volkes« von Éric Vuillard wurde eigens
als Vorwort für die vorliegende Ausgabe geschrieben und
erscheint hier erstmals.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des
Werks für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

COVER UND SATZ: Pauline Altmann, Palingen
HERSTELLUNG: Hermann Zanier, Berlin

Printed in Germany

ERSCHEINUNGSTERMIN: 12.11.2026

www.matthes-seitz-berlin.de